

HEYNE <

DAS BUCH

Vom ersten Augenblick an spürt Stella wieder die Vertrautheit mit den Menschen Afrikas, Ihrer Pffiffigkeit und ihrem Charme. Hier soll ihre Tochter zur Welt kommen und die Unbeschwertheit einer Kindheit erleben, die es so in Europa nicht mehr gibt. Stella und ihre Freundin Lilly, das Kikuyumädchen, waren in ihren Kindertagen unzertrennlich. Doch das Leben in Afrika hat sich seit der Unabhängigkeit verändert und Lilly begreift schnell, dass Stella immer nur nach den Bildern der Vergangenheit sucht. Deshalb trifft sie eine Entscheidung, die nicht nur zwei Herzen für immer voneinander trennt.

Und auch in Stellas Welt schleichen sich Zweifel. Jeder Brief von ihrem Großvater aus England lässt sie wieder seine liebevolle Nähe spüren und färbt die Bilder aus den vergangenen Tagen in London mit lebendigen Erinnerungen. Wo ist ihre wahre Heimat? Es bedarf vieler dramatischer Verwicklungen, bis Stella bewusst wird, dass sie sich nicht nur nach ihrem gewitzten und charmanten Großvater sehnt, sondern auch nach einem anderen Mann, der ihr das kostbarste Geschenk ihres Lebens gemacht hat und der auch Stella nie vergessen konnte.

ZUR AUTORIN

Stefanie Zweig wurde 1932 in Leobschütz (Oberschlesien) geboren. Im Jahr 1938 zwang die Verfolgung der Nationalsozialisten die jüdische Familie zur Flucht. Sie emigrierte nach Kenia. Dort wurde der Vater, ein Jurist, der schlecht bezahlte Angestellte auf einer Farm im Hochland. Seine Tochter hat Kenia nie vergessen können. Ihre Romane *Nirgendwo in Afrika* und *Nur die Liebe bleibt* schildern diese Zeit. Nach der Rückkehr 1947 nach Frankfurt, die Stefanie Zweig in dem Roman *Irgendwo in Deutschland* schildert, zog ihre Familie schon bald in das Haus in der Rothschildallee, Schauplatz ihrer neuen Saga. Stefanie Zweigs Bücher stehen wochenlang auf den Bestsellerlisten, erreichen eine Gesamtauflage von über sieben Millionen Exemplaren und wurden in fünfzehn Sprachen übersetzt.

Mehr über Stefanie Zweig und ihr Werk findet sich am Ende dieses Romans.

Stefanie Zweig

WIEDERSEHEN
MIT AFRIKA

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 05/2012
Copyright © 2002 by Langen Müller in der F.A. Herbig
Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Copyright © 2012 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung von Thinkstock
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40920-0

www.heyne.de

*Die Pforte zu Afrikas Paradies
öffnet sich nur denen, die
nicht nach hinten schauen.*

Dein Bauch wird jeden Tag dicker und das Loch in deinem Kopf immer größer«, tadelte Lilly auf dem steinigen Pfad, der von dem versiegenden Brunnen zu dem Affenbrotbaum mit der traurigen Geschichte führte. »Vielleicht sollten wir wieder einmal englisch sprechen. Suaheli frisst dir deinen letzten Verstand weg. Wenn du so weitermachst, wird dein Kind so dumm wie du.«

»Glücklich«, widersprach Stella, »Menschen ohne Verstand sind glücklicher als die Klugen. Das habe ich schon als Kind festgestellt.«

Die Hitze einer Trockenzeit, die schon längst hätte vorbei sein müssen, war noch intensiver und drückender als an den schwülen Tagen zuvor. Selbst die schwarzen Vögel mit dem langen gelben Schnabel, die ihren Flügeln zwischen Sonnenaufgang und dem Anbruch der Nacht nur selten Ruhe gönnten, hockten verstummt auf den morschen Ästen der durstenden Dornakazien. Schweiß tropfte in kleinen violetten Perlen von Lillys Stirn und ihren bloßen Schultern.

»Dieser steile Weg«, sorgte sie sich weiter und schlug wütend nach den fetten Fliegen auf ihren Schultern, »ist der reinste Wahnsinn für dich. Du atmest so schwer wie eine Elefantenkuh mit Husten.«

»Mit Liebeskummer«, keuchte Stella. »Und sag jetzt nur nicht, dass trüchtige Elefantenkühe keinen Liebeskummer haben. Den Punkt haben wir vor genau achtzehn Jahren und neununddreißig Minuten geklärt. Mithilfe meines Vaters, wie gerade du dich erinnern solltest. Immerhin hat er ja für dich die weinende Elefantenkönigin mit dem Taschentuch aus Bananenblättern gemalt. Mich hat er mit einem kleinen blauen Schmetterling abgespeist. Vorsicht, Mylady, eben hättest du um ein Haar gelächelt. Also, ich finde, wenn wir miteinander englisch reden, bist du besonders missgestimmt. Außerdem bringt es nichts. Hier erfährt doch jeder alles, ehe man es ausgesprochen hat.«

»Und das merkst du erst jetzt?«

»Quatsch! Schau, Lilly, gerade nach dieser herrlichen Neugierde, die ich immer als Anteilnahme empfunden habe, habe ich mich zurückgesehnt, als ich meine diskreten Landsleute und den rücksichtsvoll wortkargen Vater meines ungeborenen Kindes verließ. Fernando hat mich noch nicht einmal gefragt, ob ich einen Rückflugschein in meiner Handtasche hatte, obwohl er es brennend gern gewusst hätte.«

In einem unerwarteten Moment von Wehmut erschien es Stella, als würde die Freundin endlich mit ihr lachen, laut und lustvoll und fordernd wie zur Zeit, als sie Kinder gewesen waren und auf das Echo gewartet hatten. Lilly schüttelte jedoch mit gespielter Bekümmernng den Kopf. »In unserem ersten Leben«, rügte sie, blieb stehen und zeichnete mit ihrem großen Zeh ein gleichschenkeliges Dreieck in die krümelige Erde, »hast du sehr gut gewusst, dass du keine Kikuyufrau bist. Madame hat schon als Zwölfjährige Zeitung gelesen, wenn sie wissen wollte, was in der Welt

passierte, und sie hat nicht auf die Trommeln im Busch gelauert. Ich habe dich damals schrecklich beneidet. Nie wärest du auf die Idee gekommen, wegen eines kreischenden Radios in der Mittagshitze einen Berg hinaufzuhetzen. Und jetzt kapiert du noch nicht einmal mehr, dass es in diesem verdammten Teil der Welt, der dich um die Ruhe gebracht hat, keine Ärzte gibt. Weiß der Teufel, ob meine Mutter noch die berühmte Schere hat, von der wir als Kinder gar nicht genug hören konnten.«

Stella griff ungewohnt scheu nach Lillys Hand und dann energisch nach der Vergangenheit. Sie hatte immer Freude an einer rasch herbeigeführten Einverständlichkeit gehabt; der Freundin indes hatte es schon als Vierjährige Vergnügen bereitet, aus unbedeutenden Streitereien wütende Attacken zu machen.

»Du hast Recht«, besänftigte Stella. »Die kluge Lilly hatte ja immer Recht. Ich begreife auch nicht, warum ich immerzu dicke Bäuche und kleine Kinder um mich haben will, aber Chebeti hat mich getröstet. Sie sagt, das geht den meisten Frauen beim ersten Mal so.«

»Meine Mutter hat dich immer getröstet und dir das gesagt, was du hören wolltest«, spottete Lilly, »deshalb lasse ich mir ja auch nicht ausreden, dass du deinen reichen Großvater in London nur hast sitzen lassen, um in der Anbetung meiner Mutter zu baden.«

»Stimmt«, nickte Stella. »Der alte Griesgram hat mir schon beim Frühstück widersprochen. Übrigens solltest du ihn nicht so oft erwähnen. Schwangere bekommen hässliche Kinder, wenn sie zu viel heulen. Komm, Lilly, lass gut sein und lach endlich auch mal. Irgendetwas muss dir doch am Leben gefallen.«

»Deine Fröhlichkeit, Stella, und dass du ein Kind geblieben bist.«

»Täusch dich nicht. Ich bin durch die Hölle gegangen. Die Hölle der Einsamkeit und der Liebe.«

Jeden Tag um die Zeit des kürzesten Schattens versammelten sich die jungen Mütter und schwangeren Frauen aus den Häuschen mit den Wellblechdächern am Rande der Ortschaft Nyahururu auf einer kleinen Anhöhe. Morgens kletterten dort die munteren Klippschliefer auf den Felsen herum und nachmittags die Paviane. In der klaren Mittagsluft konnten die Augen von Menschen auf Safari zum Mount Kenya gehen, ohne dass sich Wolken und Nebel wie herrische Polizisten den Träumern in den Weg stellten. Sobald Stella und Lilly am Gebüsch mit den zarten violetten Blüten auftauchten, wurde jubelnd ein altmodisches Radio angestellt. Das Gerät aus den fünfziger Jahren stand auf einem kleinen, seit der Ankunft der bewunderten Gäste weiß gestrichenen Schemel und steckte in einem hellblauen, im Laufe von vielen Jahren von Ameisen angenagten Lederetui. Es war während Kenias Kampf um Unabhängigkeit von zwei britischen Offizieren unter einem Baum vergessen worden. Sie hatten auf einer Farm einen Mord an einem jungen Viehhirten aus dem Stamm der Lumbwa untersuchen sollen und waren ohne Ergebnis sehr plötzlich abgefahren.

Nur eine Hand voll Menschen wusste noch, dass der heitere junge Hirte Mboja und sein Mörder, ein pockennarbiger Kikuyu, Njerere geheißen hatte; das alte Kofferradio aber spielte noch so klar wie zu den Zeiten, da es im Dienst der britischen Armee gestanden hatte. So mancher Fremde aus Nairobi oder Mombasa, der nach Nyahururu kam, um

Arbeit und Verwandte zu suchen, und dort beides nicht fand, berichtete bei der Rückkehr in die Städte von den Frauen am Mount Kenya, die Tag für Tag in allerbesten Laune um ein betagtes Radio saßen. Solche ursprüngliche Heiterkeit von Menschen, die augenscheinlich sehr zufrieden waren mit den bescheidenen Verhältnissen, in denen sie lebten, war nicht mehr typisch für den Rhythmus des afrikanischen Lebens – nicht einmal in den abgelegenen Ortschaften, die noch nichts von der Hetzjagd der Städter nach Geld wussten und dass die neue Zeit ihren Herzen die Ruhe gestohlen hatte.

In Nyahururu galten schon Musik und die vertraute, auffallend tiefe Stimme eines Rundfunksprechers als Ereignisse, die jeden Tag neu belebten. Zwar waren mittags die Nachrichten aus Nairobi in der Regel langweilig oder unverständlich, denn Katastrophen, dreiste Überfälle und die blutigsten Morde geschehen ja meistens in der Nacht; und fast immer wurde vom Bösen und dem Schmerz in der Welt bei Sonnenaufgang erzählt. Der Wetterbericht zur Mittagsstunde entschädigte jedoch für die Monotonie der Tagesnachrichten, denn er wurde von Fachleuten in Gilgil zusammengestellt und war für die Menschen im Hochland sehr viel interessanter als Hinweise auf jahreszeitlich nicht erwartete schwere Regenfälle in der Hauptstadt oder eine noch nie da gewesene Dürrekatastrophe in Malindi.

Entscheidend für das Ritual der Frauen, das Stella seit dem ersten Tag ihres Aufenthalts in Nyahururu faszinierte, war die Mittagsmusik. Die entstammte ausschließlich der afrikanischen Welt, es gab keinen einzigen unverständlichen Song mit englischem Text. Der größte Teil der Interpreten sang Suaheli, einige wenige sogar Kikuyu; die Musik war so

temperamentvoll, wie es einst die jungen Massaikrieger gewesen waren, als sie noch Feinde und gefährliche Tiere und nicht das Geld der Touristen gejagt hatten.

Vor allem geschah es nur mittags, dass der Rundfunksprecher die schönen wundersamen Schauris von Menschen mit einem ungewöhnlichen Schicksal erzählte. Zu Beginn der Sendungen waren diese Menschen nicht anders als die Nachbarn und Freunde, die man seit der Kindheit kannte, doch am Ende waren diese vom weisen Gott Mungu beglückten Fremden satt, sehr reich und berühmt geworden. Sie wohnten in soliden Häusern mit großen Fenstern, festen Türen und Badewannen und Toiletten in besonders dafür vorgesehenen Räumen. Bei Tisch ließen sie sich von Menschen ihres eigenen Stammes bedienen, sie fuhren in Autos mit Schatten spendenden Gardinen bis nach Kisumu, bestiegen Schiffe in Mombasa und Flugzeuge in Nairobi. Die Männer hatten Krawatten aus Seide, die der Freund vom Radio so genau schilderte, dass man sie fast fühlen konnte. Die Frauen trugen europäische Kleider und – wie die viel bestaunte Lilly aus Nairobi – Schuhe aus farbigem Leder und mit dünnen Riemen. Vor allem aßen diese neuen Reichen nichts von dem mehr, was in Nyahururu seit Generationen in die Schüsseln gekommen war und immer noch in tiefen Töpfen auf dem offenen Feuer gekocht wurde.

Mit geschlossenen Augen ließen sich die Frauen aus der einsamen Gegend am Fuß des Mount Kenya von solchen animierenden Berichten zu den eigenen Träumen von weichen Stoffen, süßem Brot und ewiger Zufriedenheit führen. Wenn sie weder den Himmel über dem Kopf noch die Erde unter den Füßen sahen, konnten sie sich die Bilder,

die ein immer freundlicher, stets gut gelaunter Mann mit Worten malte, genau vorstellen. Derweil lagen ihre Babys auf alten grauen Decken im gütigen Schatten jenes mächtigen Affenbrotbaums, in den vor vielen Jahren in einer Schreckensnacht ein todbringender Blitz gefahren war.

»Du kannst dir«, hatte Stella gerade am Tag zuvor ihrem Großvater geschrieben, »nicht vorstellen, wie friedlich, idyllisch und wunderschön dieses Bild ist. Wahrscheinlich würde man es in England als kitschig empfinden und die Augenbrauen hochziehen wie Lady Priscilla, doch meine alte Heimat war ja immer eine ganz seltsame Mischung aus blutigem Ernst und Kitsch. Ach, mein geliebter Mzee, schon nach einem Monat hier frisst mich die Sucht auf, dir dies alles zu zeigen. Ich habe ein Loch im Herzen, weil ich dich nicht mehr umarmen kann.«

Die Kleinen, die ja noch an der Mutterbrust satt wurden und keinen Tag ihres Lebens Hunger gelitten hatten, weinten nur selten. Waren sie wach, freuten sie sich an winzigen, in der Sonne hell wie Diamanten funkelnden weißen Steinen. Die Munteren mit den wenigen Zähnen und großen Augen wurden nicht nur von ihren älteren Geschwistern beneidet, weil sie weder Pflichten noch Wünsche hatten, sondern noch viel mehr von jenen Menschen, die sich morgens nicht an der Sonne freuen können, ohne an die Nacht zu denken.

Die Zufriedenen von Nyahururu konnten noch ohne Vorbehalt den eigenen Augen und Ohren und ihrer Nase trauen. Ihre Hände griffen nicht nach Sternenglanz und nicht aus Neid nach fremder Habe, nur nach den sanft im Bergwind wippenden Ohringen der Mutter. Die Füße wussten nichts vom Druck zu klein gewordener Schuhe

und der Schärfe von gerissenem Leder, auch nichts von Dornen im Gebüsch und spitzen Steinen im hohen Gras. Weder verlangten die Vorderzähne, die gerade durch den Kiefer gestoßen waren, nach dem reinigenden Saft von frisch geschnittenen Wurzeln noch die Zunge, die mit den Lauten kämpfte, nach dem zarten Fleisch junger Gnus. Diese genügsamen Unerfahrenen, die noch nicht wissend genug waren, um die Affen im Wald von ihresgleichen zu unterscheiden, hatten noch keinen Verstand. Sie konnten nur nach vorn und nie zurückschauen. Sie waren Mungus Lieblinge. Der Gott, der sich auf dem Gipfel des heiligen, schneebedeckten Berges verbarg, ersparte seinen Jüngsten all die Ängste, die den Alten das Atmen zur Last und aus der Hoffnung der Jugend die Bitterkeit der Erfahrung machen.

»Kinder auf dem Rücken der Mutter wissen nicht, wie Salz schmeckt«, pflegte Chebeti zu sagen, wenn eines der Kleinen ausnahmsweise mal weinte, obwohl es weder hungrig noch durstig oder krank war. Der klugen und von allen ihren Nachbarn geachteten Kikuyufrau mit dem sorgsam gebundenen Kopftuch aus der Farbe der Sonne war einen Vollmond zuvor ein Wunder widerfahren – eines der größten, von dem je in Nyahururu berichtet wurde. Seitdem empfanden die Menschen noch mehr als zuvor, dass Chebetis Worte das Gewicht von großen Steinen hatten. Sie sprach häufig über den Segen, dass Kinder kein Gedächtnis haben. »Sie werden noch schnell genug lernen«, erklärte sie den Müttern, die erst ein einziges Mal geboren hatten, »dass die Bilder im Kopf eines Menschen seine gefährlichsten Feinde sind. Solche Feinde stehlen uns bei Tag die Kraft der Augen und die Erfahrung der Nase. Nachts stehlen sie

den Schlaf. Bilder im Kopf sind wie die nackten, gut eingeeölten Diebe, die sich von keinem Jäger fangen lassen. Ich habe mit vielen Dieben gekämpft.«

»Und immer hast du den Krieg verloren«, lachten die Frauen, weil sie diesen vorerst letzten Teil von Chebetis Lebensgeschichte besonders schätzten, »nur einmal nicht.«

Gerade in dieser Zeit, als aus den Bildern einer folternden Erinnerung wieder die Menschen einer sehr erregenden Gegenwart geworden waren, beschäftigten die vielen Kinder der kleinen Gemeinschaft Chebeti noch mehr als an gewöhnlichen Tagen. Obwohl sie selbst fünf Töchter und zwei Söhne gestillt und ein mutterloses Mädchen genährt und großgezogen hatte, fiel ihr erst seit der Rückkehr von Stella und Lilly auf, wie genau Kinder ihre Umwelt beobachten. Es verblüffte und bewegte die grüblerische Chebeti, dass die Kinder unter dem Affenbrodbaum, die noch nicht einmal imstande waren, die Fliegen von ihrem Kopf zu vertreiben, Fröhlichkeit gurgelten und verlangend ihre Arme ausstreckten, sobald sie die beiden jungen Frauen sahen.

Die Kleinen waren dem gleichen Reiz des Fremden erlegen wie ihre Mütter und Großmütter. Seitdem nämlich das Auto ohne eine einzige Beule den Berg heraufgekeucht war und noch vor Anbruch der Nacht auf Chebetis Vorschlag vier Ziegen geschlachtet worden waren, um die Gäste zu ehren, war das Leben in den Wellblechhäuschen auch für die Männer nicht mehr wie vorher. Neue Farben beschäftigten die Augen, ein aufregendes Parfüm, das zugleich nach Rosen, Zitrone und Jasmin duftete, neckte die Nase. Es veränderten sich der Klang der Worte, das Echo des Gelächters bei Tag und die Träume der Nacht. Auch

die Menschen in den Dörfern, zu denen man von Nyahururu aus mehr als zwei Tage laufen musste, erfuhren von der weiten Safari der Kikuyufrau und der Engländerin und was diese seltsame Reise mit Chebeti zu tun hatte. Immer neue Einzelheiten wurden bekannt, und jede Nebensächlichkeit wurde von den Alten und Jungen diskutiert, von Frauen und Männern – noch in Gilgil, in Naivasha und Nakuru. Meistens wurden die wichtigsten Sätze wiederholt und Fragen gestellt, deren Antwort alle kannten. Schon dass die Namen der beiden Weitgereisten fremd waren für die Ohren der Wissbegierigen vom Stamm der Kikuyu, die Laute aber in keiner Kehle stecken blieben, bereitete den eifrigen Chronisten dieser seltsamen Schauri ein ebenso großes Vergnügen wie den Zuhörern.

Stella hieß die maisblonde Schwangere, um die sich Chebeti sorgte und deren Körper sie ohne Scheu mit beiden Händen berührte. »Als ob die Weißhäutige aus ihrer Brust getrunken hat«, wunderten sich die Frauen. Sie ahnten nicht, dass genau dies der Kern der Geschichte war. Lilly mit dem kaffeebraunen Teint und den großen sanften Augen war Stellas Freundin. Die zwei behaupteten, wobei sie wie kleine Mädchen kicherten, sie seien Geschwister. Das glaubten ihnen nur die Blinden und noch nicht einmal jene beklagenswerten Kinder, die ihr Leben lang alle Finger brauchen würden, um die ersten zehn Zahlen beim Namen zu nennen.

Die beiden jungen Frauen waren klug, zärtlich und freundlich zu Mensch und Tier, dazu auf eine so leichte Art heiter, wie man sie in Nyahururu nicht kannte; sie waren zungenflick und sehr viel besser gekleidet, als es je eine Frau gewesen war, die morgens und abends nur den Schnee vom

Mount Kenya gesehen hatte. Von Anbeginn verglichen ihre aufgeweckten Bewunderinnen die schönen Paradiesvögel mit den reichen Leuten, von denen im Radio die Rede war. Es waren nicht nur die Kleider, die Frisuren und gepflegten Nägel der beiden, die die Gleichaltrigen faszinierten; Lilly und Stella waren vor allem so auffallend gewandter und selbstbewusster als die Menschen vom Land. »Die haben«, erkannte der junge Koch Jomo, der drei Jahre in einem Hotel in Nairobi gearbeitet hatte und als Kenner städtischer Gepflogenheiten galt, »Kopf, Augen, Ohren und Mund füttern können, wann immer sie Hunger hatten. Das macht Menschen schön, schlau und zufrieden.«

Nicht nur er vermochte sich das Leben in Nairobi vorzustellen. In Nyahururu wohnten neuerdings immer mehr Männer, die in der Hauptstadt gearbeitet hatten und dann aus Gründen, über die sie nie sprachen, zurück in die Heimat gekommen waren. Durch sie hatten auch diejenigen, die nur die Farbe des eigenen Daches und die Beschaffenheit der Erde vor der eigenen Tür kannten, von den Bussen, Lastwagen und Autos auf den Straßen der betriebenen Hauptstadt erfahren, von den Häusern mit Treppen und den hellen Geschäften, in denen die Reichen einkaufte, um aus ihren Wünschen Besitz zu machen.

Keiner zweifelte, dass auch Lilly und Stella so sorgenfrei gelebt hatten. Als sie sich jedoch an Chebetis Feuer setzten und noch vor Anbruch der ersten Nacht ihre Stimmen zum Berg schickten und das Echo bejubelten wie ein Jäger seine mühevoll verfolgte Beute, war den Klugen sofort eines klar: Die zwei von weit her geflogenen Schmetterlinge sahen die Landschaft um den Wasserfall nicht zum ersten Mal. Zu sehr verrieten ihre Augen und die Bewegung der Nase,

dass sie die Farbe und den Duft der Aloen und Feuerlilien wiedererkannten.

»Es ist eine Schauri, die nur hier passiert ist«, sagten die Leute von Nyahururu und deuteten auf den Schnee vom Mount Kenya.

Die kleine Gemeinschaft aus den ärmlichen Unterkünften zwischen dem knorrigen Affenbrotbaum und den widerstandsfähigen Schirmakazien hatte bis dahin nur Geburt, Krankheit, Not und Tod erlebt. Nun wurde sie es nie leid, über Mungus verschlungene Wege und die Zufälle des Lebens zu staunen. Allen, ob Kind, Tor oder Greis, war bald jedes Wort der Geschichte vertraut. Sobald einer zu erzählen begann, roch es nach Benzin und dem kochenden Gummi rasender Reifen. Aus dem düsteren Wald mit den dickstämmigen Bäumen, in dem sonst nur Tiere und windgepeitschte Äste Laut gaben, währnten die Menschen den herrlichen Klang von quietschenden Bremsen und die wunderbare Musik von streitsüchtigen Hupen zu hören. Selbst in der Kühle der anbrechenden Nacht und später auch im Glanz des Sternenhimmels waren Unterhaltungen über Stella und Lilly wie ein erfrischendes Bad in einem Fluss, der in einer zu langen Trockenzeit nie den Tod hat erleiden müssen.

Der angesehene Schneider Moi, der in der Stadt viel Geld verdient hatte, bis er von einem Motorrad überfahren worden und mit nur dem linken Arm zu seiner Mutter nach Hause zurückgekehrt war, entzückte auch Zuhörer, die keine Ahnung hatten, wovon er redete.

»In Nakuru«, berichtete der welterfahrene Moi, wurde er nach seiner Meinung befragt, »erzählt nur das Kino so schöne Schauris. Macht die Ohren gut auf. Stellas Haar

hat die Farbe von reifem Mais, aber aus ihrer Kehle kommt unsere Sprache.«

»Und Lilly spricht Englisch«, johlten dann die Kinder.

Die Mütter ihrer Mütter und die zahnlosen Männer, die nie die Gier nach Reichtum von zu Hause fortgetrieben hatte, kannten gar noch die alte Geschichte vor der neuen Schauri. Menschen mit Augen, die bereits die jungen Ziegen mit Lämmern verwechselten, wussten zu berichten, die beiden jungen Frauen wären als Babys in dem Haus aus grauem Stein in einer weißen Schüssel gebadet worden. Sie hätten zusammen aus Chebetis Brust getrunken. »Die waren«, erinnerte sich die blinde Wanjara, »größer, stärker und schöner als andere Kinder. Sie haben in einem hellen Zimmer auf Stühlen gesessen und aus blauen Gläsern getrunken. Ich habe sie immer gesehen, wenn ich mit meinem Eimer zum Brunnen ging. Ich hatte nicht immer tote Augen. Meine Augen waren so gut wie die der Vögel auf dem Berg. Ich sehe noch die Farbe von dem Tag, an dem das Haus brannte.«

»In dem Haus ist Stellas Vater verbrannt«, pflegte Chebeti zu sagen, sobald vom Feuer die Rede war. »Wir nannten ihn Bwana Mbuzi, weil er so schöne Ziegen gemalt hat.«

»Ziegen werden gemolken und gegessen, nie gemalt«, lachte der einarmige Schneider an dieser Stelle, obwohl er genau wusste, dass es Bilder gab, die nicht von einem Fotoapparat stammten. Man konnte sie in Nakuru kaufen. Seit seinem Unfall indes liebte Moi den Geschmack von Widerspruch.

»Gute Männer haben wenig Hunger. Der Bwana Mbuzi war so einer. Es war ihm genug, wenn er Ziegen malen konnte.« Seitdem Chebeti Stellas Herz nach den langen Jahren der

Trennung wieder hatte schlagen hören und weil sie nun täglich deren gefüllten Leib mit den Augen einer Mutter streichelte, war ihre Zunge wieder so biegsam, dass sie auch von Brian Hood sprechen konnte, ohne dass Dornen ihre Kehle aufkratzten. Kaum noch einer kannte den Namen, den die Menschen Stellas früh verstorbenem Vater gegeben hatten. Wenn Chebeti aber nach hinten schaute, sah sie jedes seiner Bilder, sah die Farbtöpfe im Atelier und roch den süßen Tabak einer langstieligen Pfeife, die noch immer in einem ledernen Säckchen unter ihrem Bett lag. Sie hörte Brian Hoods Stimme, als seine Frau Mary im Kindbett starb, und sie hörte den zärtlichen Vater mit seiner Tochter lachen. Der von allen geschätzte, von vielen als Freund empfundene Mann hatte seiner Farm den Namen »Karibu« gegeben. Als Stella in die Heimat ihrer Kindheit zurückkehrte, wussten nur noch wenige Männer und Frauen, die dort um die Ernten ihrer armseligen Felder bangten und auf den Hängen ihre Ziegen hüteten, von Brian Hoods einst so ertragreichem Besitz. Der hatte Mensch und Tier ernährt; die Töpfe waren immer voll, die Dächer dicht und die Herzen ohne Gram gewesen.

Der Sturmwind von vielen Jahren hatte die unbeschwerte Geschichte von Karibus zufriedenen Bewohnern in alle Richtungen geweht. Es waren nur noch Spuren geblieben, und deuten konnten sie nur jene, die Erinnerungen als das Gold der Erwählten empfinden. Das Wort Karibu indes war ewig jung – wie am Tag des Jubels, da die Ochsen zum ersten Mal den Pflug am Wasserfall vorbeigezogen hatten. Die Zeit schmiedet keine tödlichen Waffen gegen gute Worte. Jede der drei sanften Silben des lockenden Rufs ist noch immer Medizin für die Ohren und das Herz von Rei-

senden, denn Karibu heißt willkommen. Die spontane Gastlichkeit der Menschen in Nyahururu war nicht in den Flammen verbrannt, die Brian Hoods Haus gefressen hatten.

Nur zwei der stolzen Steinmauern standen noch. Zwar waren sie in der Brandnacht todesschwarz geworden, aber danach nie von den wütenden Stürmen und den kreisenden Wolkenbrüchen der launischen Berge bezwungen worden. Zu der Zeit, als in Nyahururu die ungewöhnliche Schauri mit den zwei Frauen aus der Fremde einem ersten Höhepunkt entgegentrieb, hatten die klammernden Schlingpflanzen auf dem Gestein gerade purpurne Blüten geboren. In der Mittagsglut täubte deren honigsüßer Duft die Nase. Stella, die so stark das neue Leben in sich wachsen fühlte, dass sie ihre Augen auch für die kleinsten Wunder weit aufmachte, war beglückt, wenn sie die Bienen hörte und sah, wie die zarten Flügel die farbsatten Blumen umschwirrten. Wenn jedoch Lilly das von einem rachsüchtigen Brandstifter zerstörte Haus anstarrte, und das tat sie immer wieder, ließ sie weder den Trost der Nase noch die Ermunterung der Ohren zu. In solchen Momenten der Wehmut konnten sich ihre Augen kaum gegen das vor langem erstarrte Salz der Tränen wehren. Sie galten dem einzigen Mann, den sie je geliebt hatte.

Lilly, die mittlere von Chebetis fünf Töchtern, war als einzige so lebensklug, skeptisch und geistig flexibel wie ihre Mutter. In einem Alter, da andere Kinder gerade ihre Stammessprache zu beherrschen beginnen, hatte sie schon Suaheli gesprochen. Als Siebenjährige lernte das begabte, nach Wissen durstende kleine Mädchen von Stella und deren Vater die ersten englischen Ausdrücke. Zwei Jahre spä-

ter konnte die Kleine fließend lesen und machte kaum noch Fehler beim Schreiben. »Und rechnen«, waren sich die Eifersüchtigen mit den Hämischen einig, »kann sie besser als kochen und graben. Kein Mann wird sie wollen.«

So kam es. Lilly war Ende Zwanzig und noch unverheiratet. Die Haut dieser schönsten von Chebetis Töchter war heller und glatter als die der meisten Frauen aus dem Stamm der Kikuyu, ihre Augen mit der lockenden Sanftheit größer, die schlanken Beine länger und die Lippen voller. Lilly war graziös wie ein Gepard, stolz und löwenmutig; musste sie sich verteidigen, ließ sie nie ihren Zorn erkalten, ihr Gesicht im Kampf hässlich werden. Die Männer in der Stadt hatten ihr Temperament und ihre Spontaneität sehr viel mehr zu schätzen gewusst als die in ihrer Heimat – auch die Frauen auf Brian Hoods Farm hatten nämlich dem aufgeweckten Kikyumädchen die Aufmerksamkeit des weißen Mannes und die schwesterliche Verbundenheit mit seiner mutterlosen Tochter geneidet. Lilly selbst hatte früh begriffen, dass auch ihre Mutter zu den argwöhnischen Skeptikern gehörte. Die vertrauen einem frisch getrampelten Pfad erst dann, wenn er sich nicht mehr von den übrigen unterscheidet.

Als Lilly nach den Jahren, in denen ihr Name vergessen wurde wie das Gesicht von einem im ersten Lebensjahr gestorbenen Kind, zusammen mit Stella an die Stätte der gemeinsamen Vergangenheit zurückkehrte, hatte sie lange in Nairobi gearbeitet. Wie die misstrauische Mutter bei ihrem ersten Blick in die Reisetasche dieser immer noch besonderen Tochter feststellte, hatte die augenscheinlich außergewöhnlich gut verdient – in der Tasche aus blauem Segeltuch lag Kleidung, wie sie die Frauen von Nyahururu nie

gesehen hatten. Bis zu diesem Moment, der das Blut in ihren Venen heiß wie ein glühendes Eisen machte, war Chebeti absolut nicht schwatzhaft gewesen. Die unvermutete Pracht jedoch und einige weder auf der Stelle noch später lösbare Rätsel trieben die sonst sehr vorsichtige Zunge zur ausdauernden Bewegung an.

In einer sternenvollen Nacht mit frisch gebrautem Tembo aus Zuckerrohr, das in der neu erwachenden Zeit ja nicht nur von den Männern als Trunk der Befreiung geschätzt wurde, wartete sie ungeduldig, bis sich ihre Tochter und Stella zurückzogen. Danach erzählte Chebeti von Lillys durchsichtigen weißen Nachthemden mit der roten Spitze im Ausschnitt und am Saum. Die Frau, die selbst nie einen getragen hatte, beschrieb äußerst anschaulich feine Büstenhalter im Zebramuster und die dazu passenden Unter Röcke. Genau schilderte sie die winzigen Höschen, die sie unmittelbar nach der Entdeckung eilig wieder zusammengefaltet hatte. Der neugierigen Vortragsrednerin fiel es absolut nicht schwer, die hauchdünnen Netzstrümpfe zu beschreiben. Bei den Strumpfbändern aus breitem, rotem Samt – mit einem winzigen Schlüssel in der Spitze um den Rand – fehlten Chebeti zwar die Worte, aber nicht die Anschauungsobjekte. Sie gingen von einer schweißnassen Hand zur anderen.

Durch Wanja, die Närrin, die nicht gelernt hatte, ihre Lippen beizeiten aufeinander zu pressen, erfuhr Lilly von der Wäscheschau bei Vollmond. Stella brauchte zwei Tage und einen Teil der dritten Nacht, um die rasende Freundin zu beruhigen. Ihrem Großvater in London schilderte die geschickte Schlichterin die Szene mit viel Humor und dem Sinn für Präzision einer guten Journalistin. Trotz ihrer wie-



Stefanie Zweig

Wiedersehen mit Afrika

Roman

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40920-0

Heyne

Erscheinungstermin: April 2012

Eine Frau auf der Suche nach der Heimat ihres Herzens

Stella, die in Afrika aufgewachsen ist und nach England fliehen musste, ist ins Hochland Kenias zurückgekehrt. Die Fülle und die Unendlichkeit der Landschaft in Afrika, die Farben bei Sonnenuntergang und der Duft, der die Nase bis zum jüngsten Tag versklavt, betäubten ihre Sinne. Stella muss jedoch erkennen, dass es das Afrika ihrer Erinnerung nicht mehr gibt. Und immer deutlicher fühlt sie in sich die Liebe zu einem Mann in England, die sie längst verloren glaubte.



[Der Titel im Katalog](#)